

zugleich. Irgendwann vor ein paar Jahrzehnten hatte er eine groteske Fabel über eine sprechende Waschmaschine geschrieben. An diese Geschichte erinnerte er sich jetzt wieder. Denn inzwischen gab es schon Waschmaschinen, denen man diverse Anordnungen geben konnte. Und so ging es weiter. Die »Beschleunigung der Veränderung« in der Technik machte ihm Angst, sie war ihm mittlerweile unheimlich geworden. »Es gibt bei uns diesen großen Druck, dass wir unbedingt etwas Neues, immer das Neueste brauchen. Das ist die technosphärische Gesellschaft des einmaligen Gebrauchs. Man darf nichts reparieren, sondern muss alles sogleich auf die Müllhalde werfen ...«

Lem schwor da auf seinen 20 Jahre alten Mercedes – aber: »Es ist natürlich unwichtig, was mir gefällt und was nicht. Ich bin nur der Auffassung, wir bewegen uns in eine Richtung, die wir nicht genau kennen. Und noch schlimmer. Früher sagte man: Die Zukunft verändert sich sehr schnell, die Voraussagen ändern sich. Aber jetzt sagen wir: Die Vergangenheit verändert sich.« Am liebsten, sagte Lem, würde er auswandern. Aber dafür sei er zu alt. Er lachte. »Im Übrigen halte ich mich für einen ›Optimisten‹.« Was das sei? Ein Pessimist mit einem Schuss Optimismus. Und trotz alledem: »Ich glaube: Wir stehen nicht vor einem endgültigen Untergang des Abendlandes. Man wird sich irgendwie durchwursteln – aber mit Unbehagen und natürlich mit Scherereien, hoffentlich ohne Kriege ...«



**Wolf Scheller**

war Rundfunkredakteur in Köln und ist nun freier Autor. Seine Schwerpunkte sind jüngere Zeitgeschichte und Literatur.

[wolfscheller@gmx.de](mailto:wolfscheller@gmx.de)

*Ulrich Baron*

## **Profitpotenzial ohne Grenzen**

### **Drogenkriege gestern und heute**

Auf den ersten Blick scheinen der Drogenhandel und seine Bekämpfung von den vordersten Rängen der weltpolitischen Tagesordnung verschwunden zu sein, auch wenn Meldungen wie die Flucht und neuerliche Festnahme von Joaquín »El Chapo« Guzmán, dem Chef des berüchtigten mexikanischen Sinaloa-Kartells, für Schlagzeilen sorgen. Tatsächlich jedoch trägt der Drogenhandel weltweit maßgeblich zur Finanzierung von teils militanten kriminellen Gruppen bei, deren Spektrum von den afghanischen Taliban bis zur White-Collar-Kriminalität im Westen reicht.

Aus westlicher Sicht zeigt sich die brutale Realität des Drogenproblems vor allem auf der Konsumentenseite – bei den Süchtigen und allen Formen der typischen Suchtkriminalität. Doch je mehr aus dem Kampf gegen die Sucht ein Krieg gegen die Drogen und je stärker dieser Krieg vor allem von den USA in die Herkunftsländer getragen wurde, desto brutaler wurde der Kampf um die Drogen auf der Produzenten- und Distribuentenseite. In Mexiko führte dies zu teils bürgerkriegsähnlichen Zuständen, bei denen kaum auszumachen ist, wo die Grenzen zwischen Machtkämpfen der Drogenkartelle, dem Kampf gegen sie und den sozialen Konflikten liegen, die mit den mörderischen Mitteln solcher Kämpfe unterdrückt werden.

Am 26. September 2014 wurden 43 Studenten der »Escuela Normal Rural de Ayotzinapa« im mexikanischen Bundesstaat Guerrero in einer offenbar konzertierten Aktion von Lokalverwaltung, Polizei und organisierter Kriminalität entführt, ermordet und nach bisherigen Kenntnissen bis zur Unkenntlichkeit verbrannt. Das Schicksal der »Normalistas« sorgte weltweit für Entsetzen, und die Zahl 43 wurde in Mexiko zum Inbegriff dessen, was die Lateinamerikanistin Maria Berlanga Gayón in ihrem Beitrag für den Band *TerrorZones* als »Spektakel der Gewalt« beschreibt. Dass dabei Menschen quasi spurlos verschwinden, ist nur die eine Seite des Spektakels. Vorbild für diese Art der gezielten Auslöschung war die Praxis der argentinischen Militärjunta, Regimegegner von Flugzeugen aus ins Meer werfen zu lassen.

In Mexiko verzeichne allein die offizielle Statistik mehr als 25.000 »Desaparecidos«, Verschwundene, die als »nicht lokalisiert« erfasst seien, schreibt Anne Huffschmid im gleichen Band unter dem Titel »Knochenarbeit«, über den Beitrag forensischer Anthropologen bei der Identifizierung von Opfern, die zumeist in »Fosas comunes«, Massengräbern, geborgen werden. Forensische Anthro- *Forensische Spurensuche*  
pologen übertragen die Erkenntnisse aus der Analyse fossiler Knochenfunde auf die kriminalistische Arbeit und konnten im Fall der 43 Normalistas aus zwei winzigen Fragmenten die Identität eines der Verbrannten ermitteln. Lilian Paola Ovalle und Alfonso Diaz Tovar aber verweisen auf den Fall eines 2009 in Tijuana verhafteten Mannes, der sich als »el pozolero«, der Suppenkoch, ausgegeben habe: »Er arbeitete für eine der kriminellen Organisationen, die in Tijuana ins Drogengeschäft verwickelt sind, und sagte aus, mehr als 300 Menschen in Säure aufgelöst zu haben.«

Während der »Suppenkoch« ein Labor des Verschwindens betrieb und man auch die 43 Studenten spurlos verschwinden lassen wollte, wurden in Ayotzinapa weitere sechs Menschen öffentlich ermordet. Der Leichnam eines von ihnen wurde am Tatort zurückgelassen. Man hatte ihm die Augen herausgeschnitten und das Gesicht abgeschält. Das Bild seines blutig grinsenden Totenschädels sei am 27. September durch die mexikanischen Medien gegangen, schreibt Maria Berlanga Gayón in ihrem schon erwähnten Artikel.

In beiden Fällen geht es um die Demonstration absoluter Macht, um Herrschaft nicht nur über Leben und Tod, sondern auch über Existenz und Nichtexistenz der »Desaparecidos«, und deshalb sei die forensische Arbeit so wichtig, so Huffschmid. Dabei geht es, schon angesichts der Verhältnisse in Mexiko, weniger um juristische Aufarbeitung. »Im Zentrum steht vielmehr die Würde der Toten und ihre Rückholung, so seltsam das sich anhören mag, in die soziale Welt.«

Diese soziale Welt aber ist durch den Krieg um Drogen und gegen Drogen brutal entstellt, der die virulenten gesellschaftlichen Konflikte in den Herkunftsländern verschärft und überlagert. Dieser Krieg liefert Stoff für Thriller wie Don Winslows ungemein erfolgreichen Roman *Tag der Toten* (im Original *The Power of the Dog*, 2005). Aber worum geht es eigentlich, wenn es um Drogen geht, und um was für einen Krieg handelt es sich?

»Fast hundert Jahre« dauere der Drogenkrieg schon, behauptet der Journalist Johann Hari in seinen Buch *Drogen. Die Geschichte eines langen Krieges*. Schon zuvor wurde wegen Drogen Krieg geführt, aber Haris Thema ist eher der Kampf gegen die Drogensucht in den USA und dessen ideologische Überhöhung. Nicht gegen, sondern für Drogen beziehungsweise für deren freien Handel waren 1839 die Briten im Ersten Opiumkrieg gegen das chinesische Kaiserreich der Qing-Dynastie zu Felde gezogen.

China sollte seinen Markt für anglo-indisches Opium öffnen, damit das Empire sein Handelsdefizit gegenüber dem Reich der Mitte ausgleichen konnte. Die Freiheit des Drogenhandels wurde 1839 bis 1842 auch am Jangtsekiang und am Perlfloss verteidigt.

Legt man angesichts eines so martialischen Liberalismus den Begriff liberal aus, so könnte man auch die gegen die britische Kolonialpolitik und die Besteuerung von Tee gerichtete »Boston Tea Party« als Votum für den freien Drogenhandel verstehen. Tatsächlich war das Heimatland von Coca-Cola im 19. Jahrhundert ein wahres Schlaraffenland der Opium- und Kokain-Konsumenten. »Der typische Opiumkonsument der damaligen Zeit war eine weiße Frau der Mittelschicht in mittleren Jahren«, schreiben Carmen Boulosa und Mike Wallace in ihrem Plädoyer für eine neue globale Drogenpolitik mit dem Titel *iEs reicht!*

Mit der Zunahme von Suchtfällen aber seien – wie beim Alkohol – auch die Stimmen lauter geworden, die ein Verbot des freien Konsums forderten, und in den USA habe es gleich auch einen ethnischen Vorbehalt gegeben, der sich erst später gegen Afroamerikaner richtete. Opium war die Droge chinesischer Einwanderer, die im Zuge des Eisenbahnbaus massenhaft in die USA gekommen waren und deren Zustrom man 1882 durch den »Chinese Exclusion Act« verhindern wollte. Viele Chinesen wichen damals nach Mexiko aus, das dem Mohnanbau gute Bedingungen bot.

Das schon zu Zeiten der Konquistadoren ins Land gekommene Marihuana habe damals noch als Droge der Armen gegolten, doch zeichnete es sich ein Grundmuster künftiger Konflikte ab: Jenseits der 3.150 Kilometer langen Südgrenze der USA lag ein Staat mit vielen armen Menschen, von denen manche Drogen anbauten, und dahinter lag ein halber Kontinent, in dem es ähnlich zuging. Je fanatischer in den USA der Krieg gegen die Drogen geführt wurde, der in Haris Darstellung an die Kommunistenhatz des FBI-Gründers J. Edgar Hoover erinnert, desto stärker wurden gerade die schwächsten Kombattanten an beiden Enden der Wertschöpfungskette erfasst: kleine Konsumenten und Produzenten mitsamt ihrem Umfeld, die in die Mühlen eines Milliardengeschäfts geraten waren.

So schafft der Kampf gegen Drogen Probleme, an denen er immer wieder scheitert. Er betreibt seine eigene Eskalation durch hypertrophen Kapitaleinsatz, denn das eigentliche Suchtmittel ist auch hier das Geld. Verschärfte Einfuhrkontrollen und die Beschlagnahme von Schmuggelware, also die künstliche Verknappung des Warenzustroms, treibt die Preise für Drogen in die Höhe und steigert damit die Gewinnaussichten ins Unermessliche. Selbst auf der Ebene des kleinen Straßendealers ist Drogenhandel attraktiver als eine legale oder eine andere kriminelle Tätigkeit. So entstehen neben illegalen Importstrukturen auch lokale Produktionsstätten wie ländliche Drogenlabors, die erst durch ihre gelegentliche Explosion bekannt werden.

In den USA sei das Alkoholverbot von 1919 »die Geburtsstunde des modernen organisierten Verbrechens« gewesen, konstatieren Boulosa und Wallace, dem das Heroinverbot von 1924 zusätzlichen Auftrieb gegeben habe: »Arnold Rothstein, New Yorks Mobstergenie« sei von seinem Schützling Lucky Luciano auf dessen Profitpotenzial aufmerksam gemacht worden – »ein Kilo Heroin, das im Einkauf 2.000 Dollar kostete, ließ sich für 300.000 Dollar weiterverhöckern«.

Rothstein habe dabei das damals effizienteste Transportsystem genutzt, die amerikanische Eisenbahn, die den gesamten Markt der USA pünktlich mit seinen Opiaten versorgte. Später kamen Automobile, Flugzeuge, Schnell- und U-Boote hinzu, denn angesichts solcher Gewinnspannen braucht am Vertrieb nicht gespart zu werden. Dazu

kam auch die Korrumpierung von staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen und Repräsentanten, die Entwicklung und Verfestigung mafiöser Strukturen und hermetischer Milieus, in denen Drogenkriminalität mit anderen illegalen Aktivitäten wie verbotenen Glücksspielen, Prostitution, Schutzgelderpressung, Kidnapping und Auftragsmorden Hand in Hand ging.

All dies lässt sich militärisch nicht bekämpfen. Vielmehr zeigen die genannten Beispiele aus Mexiko, dass die Kollateralschäden einer Militarisierung der Suchtbekämpfung, eines Krieges gegen die Drogen, nicht zu begrenzen sind und ganze Gesellschaften in den Abgrund reißen können.

Dass Autoren wie Boullosa, Wallace und Hari vor diesem Hintergrund für eine Legalisierung des Drogenkonsums plädieren, ist naheliegend. Aber eine kontrollierte Legalisierung des Drogenhandels dürfte umso schwieriger werden, je stärker sich mafiöse Strukturen verfestigt haben und je größer deren Kapitalmacht ist. Al Capone wurde wegen Steuervergehen inhaftiert, und seine Nachfolger haben daraus die Lehre gezogen, Drogenkapital, wo es nur geht, zu »waschen«, in legale Unternehmen zu investieren und so Staat und Justiz lediglich die weiße Seite ihrer Weste zu präsentieren. Eine weltweite Legalisierung würde nicht zum großen Weißwaschen einladen, sondern die vorhandenen Syndikate zur Entwicklung neuer Geschäftsfelder drängen. Denn für Geld gibt es bis heute keine Ersatzdroge.

*Carmen Boullosa/Mike Wallace: ¡Es reicht! Der Fall Mexiko: Warum wir eine neue globale Drogenpolitik brauchen. Kunstmann, München 2015, 288 S., 19,95 €. – Johann Hari: Drogen. Die Geschichte eines langen Krieges. S. Fischer, Frankfurt/M. 2015, 448 S., 24,99 €. – Anne Huffs Schmid/Wolf-Dieter Vogel/Nana Heidhues/Michael Krämer (Hg.): TerrorZones. Gewalt und Gegenwehr in Lateinamerika. Assoziation A, Berlin 2015, 256 S., 18,00 €. – Don Winslow: Tage der Toten. Suhrkamp, Berlin 2012, 689 S., 9,99 €.*



**Ulrich Baron**

ist Literaturwissenschaftler und arbeitet als Kritiker und freier Publizist in Hamburg.

[ulrich.baron@t-online.de](mailto:ulrich.baron@t-online.de)

*Peter Brandt*

## **Der wertkonservative Linke**

### **Die Erinnerungen von Erhard Eppler**

Erhard Eppler zieht im Alter von bald 90 Jahren – auf gut 300 Seiten erfreulich knapp, auch insofern diszipliniert – eine Bilanz seines Lebens, eines überaus tätigen und stets denkenden Lebens: Es begann in der Mitte der Weimarer Republik als Sohn eines Gymnasiallehrers, dann -direktors (dieser der erste soziale Aufsteiger seiner Familie) in Schwäbisch Hall und einer Pfarrerstochter aus einer der traditionell führenden bürgerlichen Familien Württembergs. Das evangelische Pfarrhaus, diese Sozialisationsagentur des deutschen Bildungsbürgertums, hat indirekt auch Eppler geprägt, nicht nur hin-